

Die Schneenasen

Buddeln für die Sicherheit: Die Experten vom Tiroler Lawinenwarndienst prüfen täglich die Gefahrenlage in den Bergen. Ihre Einschätzung ist lebenswichtig für Wintersportler und Talbewohner. Unterwegs mit verantwortungsvollen Wühlern

VON BIRGIT LUTZ

Die Welt ist eine Schneekugel. Flokken überall, feiner weißer Pulver, der seinen Weg findet in die Kapuze, den Kragen, den Rucksack, sobald die Tür des Hubschraubers aufschwingt. Man springt hinaus und kauert nieder neben der *Alouette III*, dem Helikopter des österreichischen Bundesheers, hält Rucksack und Ausrüstung fest. Mit voller Wucht trifft der Abwind den Körper für einen kurzen Moment, als der Hubschrauber sich wieder erhebt. Ein Orkan zerrt an der Kleidung, das Rotorengeräusch pulsiert bis in die Lungen. Dann ist der Druck schlagartig fort und man steht auf, Adrenalin im Blut, Schnee in der Nase.

Willkommen im Büro des Tiroler Lawinenwarndienstes. Höhe: etwa 3000 Meter. Ort: Stubai Alpen, unterhalb des Wilden Turms, hoch über der Franz-Senn-Hütte. Tagesaufgabe: So viele Schneeprofile graben wie möglich, deren Interpretation zu einem der Fundamente des Lawinenlageberichts wird. Jeden Morgen um 7.30 Uhr wird dieser Lagebericht ausgegeben. Er ist wichtig für Wintersportler, die sich im freien Gelände bewegen. Aber auch für viele Bergdörfer Tirols, deren Lawinenkommissionen, Bürgermeister oder Straßenmeistereien ist die Einschätzung des Lawinenwarndienstes einer der wichtigsten Bausteine, um die Lage nach starken Schneefällen einzuschätzen und nicht nur Skifahrer, sondern auch Bewohner und Verkehrsteilnehmer vor Gefahren zu schützen. Um verlässliche Lageberichte abzugeben, haben die Lawinenwarner laut Rudi Mair, dem Leiter des Dienstes, ihre „Nase den ganzen Winter über im Schnee“. Ein längerer Urlaub ist außerdem in den Wintermonaten nie drin für die beiden. „Sonst verliert man den Kontakt zum Schnee und wie er sich verändert“, sagt Mair.

Das heißt: Jeden Dienstag und Donnerstag geht es auf Skiern ins Gelände, egal, bei welchem Wetter. Etwa zehn Mal pro Winter unternehmen die Lawinenexperten außerdem weiträumige Erkundungsflüge mit dem Heereshubschrauber.

Mit der bloßen Hand suchen die Lawinenexperten im Schnee nach gefährlichen Schwachschichten

Eine Stunde zuvor: Franz-Senn-Hütte in den Stubai Alpen. Lagebesprechung des Lawinenwarndienstes mit Harald Riedl, dem Ausbildungsleiter der Tiroler Lawinenkommissionen und Horst Fankhauser, dem ehemaligen Wirt der Franz-Senn-Hütte. Fankhauser gilt als lebende Legende, 70 Jahre ist er alt, war 1972 Teil der tragischen Manaslu-Expedition mit Reinhold Messner, bei der zwei Bergsteiger ihr Leben verloren, stand 1998 auf dem Gipfel des Cho Oyu und stellte Höhenrekorde im Drachenfliegen auf. Mehr als 30 Jahre lang betrieb er mit seiner Frau die Franz-Senn-Hütte, die heute seine Söhne bewirtschaften. Er kennt die Gegend, er kennt den Schnee. „Leute wie Horst Fankhauser, also lokale und kompetente Beobachter sind sehr wichtig für uns“, sagt Mair. „Sie liefern einige der vielen Informationsbausteine, die wir in den Bericht einfließen lassen.“

Fankhauser breitet eine Karte aus, über die sich Mair, dessen Stellvertreter Patrick Nairz, Harald Riedl und der Hubschrauberpilot Günther Kremlicka beugen. Fankhauser zeigt, welche per Hubschrauber erreichbaren Stellen sich auf den umliegenden Bergen am besten für die Schneeuntersuchungen eignen. Ausgewählt wird schließlich das Horntal und der Wilde Turm.

Nach der schneewehten Landung dort oben stapfen eine Stunde später also Mair, Nairz und Riedl ein Stück weit den Hang hinauf, wo der Schnee brusthoch liegt. Sie fangen an zu graben, um ein Schneeprofil zu erstellen. Mit den Lawinenschaufeln arbeiten sie ein geräumiges Loch mit einer senkrechten Wand heraus. Mit der bloßen Hand fährt Nairz diese Wand von oben nach unten entlang, um die einzelnen Schneeschnichten zu ertasten. „Oben drauf haben wir eine lockere Pulverschicht“, erläutert er dazu, darunter merkt man, dass es härter wird – hier haben wir also vom Wind gehärteten Schnee.“

Auf einem Felsbuckel in der Nähe steht Fankhauser und schaut den Lawinenwarnern zu. Er gehört immer schon zu den engagierten Wirten; auf der Internetseite der Hütte (www.franzsennhuette.at) gibt er in einem Blog nahezu täglich Auskunft über die Bedingungen im Gebiet, drei Webkameras haben er und seine Söhne rund um das Gebäude installiert. „Was die Burschen da machen“, sagt er mit Blick auf die grabenden Lawinenwarner, „ist unheimlich wichtig. Und gut sind sie! In einem ganzen Winter liegen sie vielleicht zweimal ein bisschen und einmal richtig daneben. An allen anderen Tagen stimmt es genau. Das muss man erst mal schaffen.“



Das Büro des Lawinenwarndienstes: In 3000 Metern Höhe erstellen Patrick Nairz (links) und seine Kollegen ein Schneeprofil zur Beurteilung der Lawinensituation. Die täglichen Berichte der Tiroler Lawinenexperten sind wichtig für Wintersportler und Bewohner von lawinengefährdeten Orten.

FOTOS: FREYTAG/MAURITIUS; LUTZ

Aber hören die Leute auch auf den Bericht? „Oh ja“, sagt Fankhauser. „Wenn in einer Woche am Montag und Dienstag Lawinenwarnstufe zwei, also mäßige Lawinengefahr herrscht, dann ist die Hütte für das kommende Wochenende komplett ausgebucht. Steigt die Gefahr am Mittwoch und Donnerstag aber an auf einen Dreier, also erhebliche Lawinengefahr, dann haben wir 60 Prozent Stornierungen. Die Leute kommen dann erst gar nicht.“ Das Gute daran: „Damit sind schon mal diejenigen weg, die sich nicht auskennen. Wer sich die Beurteilung einzelner Hänge selber nicht zutraut, geht bei einem Dreier heute nicht mehr so einfach los“, fügt Mair hinzu. Macht das ein Hüttenwirtsleben samt der anspruchsvollen Logistik nicht beschwerlich? Da zuckt Fankhauser nur mit den Schultern. „So ist das eben auf der Hütte.“

Nairz ist im Schneeprofil nun bei einer Schwachschicht angekommen. Mit der Hand fährt er in diese



Schicht hinein, in der der Schnee sichtbar grobkörnig ist. Mit der bloßen Hand kann man die kantigen Schneekristalle unter der fest gepackten Schicht herausstreichen. „Kantige Schneekristalle verbinden sich untereinander nicht“, erläutert Mair, „und folglich besteht auch zwischen der grieseligen und der festen Schicht keine Verbindung“. Fast einen Meter dick ist die kompakte Schicht über diesen Körnern – das wäre der Schnee, der in großen Blöcken abrutschen würde, sollte ein Skifahrer die Schwachschicht stören. „Das Interessante dabei ist“, sagt Nairz, „dass im Fall einer Störung die Schwachschicht auf dem gesamten Hang und nicht nur hier einbrechen würde. Der komplette Hang setzt sich dann in Bewegung, in weniger als einer Sekunde.“ Das sind die Momente, in denen sich ein Skifahrer dann zwischen harten, abrutschenden Schneeböcken wiederfindet, die die Größe von Kühlschränken erreichen können. So sehen Schneebrettlawinen

und damit 90 Prozent aller von Skifahrern ausgelösten Lawinen aus.

Löst nun also ein Skifahrer, der in diesen Hang einfährt, automatisch eine Lawine aus? „Nein“, sagt Mair, „nicht automatisch. Damit wir diese Gefahr besser einschätzen können, machen wir in jedem Schneeprofil einen Kompressionstest.“ Dabei wird getestet, wie viel Kräfteinwirkung nötig ist, bis die Schwachschicht in sich zusammenbricht und eine Lawine abgeht. Dazu haben Riedl und Nairz rechts und links der bereits gegrabenen Kante nach oben und ziehen dann etwa eine Armlänge hinter der gegrabenen Kante eine Schnur senkrecht nach unten – sie isolieren damit einen Schneeblock, der nun völlig frei im Hang steht. Ideal ist für einen solchen Test eine Hangneigung von 35 Grad – also genau die Neigung, die Fankhauser dem Team empfohlen hat. Nairz legt nun das Blatt seiner Lawinenschaufel oben auf diesen freien Block und schlägt mit der Fla-

chen Hand darauf. „Die Regel ist: Zehn Mal aus dem Handgelenk, zehn Mal aus dem Ellbogen und schließlich zehn Mal aus der Schulter“, erklärt Mair, „und je früher sich der Schneeblock löst und abrutscht, umso schlechter ist logischerweise die Lawinensituation. Extrem kritisch ist es, wenn schon beim Ausgraben alles zusammenbricht“, sagt Mair, „denn dann braucht es nur eine minimale Störung, um eine Lawine auszulösen.“ Einen einzelnen Wintersportler zum Beispiel.

Nairz beginnt zu klopfen, während Mair laut mitzählt. Beim 14. Klopfen bricht ein Block aus der Profilwand – aber nur ein Teil, und die Bruchfläche ist rau – „ein recht gutes Resultat“, sagt Nairz. „Aber erst die Summe mehrerer Profile und Tests ergibt das Gesamtbild.“ Auch deswegen habe es für Laien wenig Sinn, auf einer Tour ein einzelnes Schneeprofil zu graben. „Das ist nur eine Momentaufnahme, und auch die richtige Interpretation ist wichtig“, sagt Mair. Bei den am Testtag, dem 20. Februar, gegrabenen Profilen sind die Schwachstellen vor allem in den tieferen Schichten der Schneedecke – „und die sind so gut überdeckt, dass ein einzelner Skifahrer kaum noch die Chance hat, sie zu stören“, sagt Mair zufrieden. Das Ergebnis bestätigt die am Morgen ausgegebene Lawinenstufe zwei.

Bei ihren Geländetouren graben die Lawinenwarner etwa drei solcher Schneeprofile und testen die Stabilität, bei den Hubschraubertouren bis zu zehn, sagt Mair. „Bei den Flügen bekommen wir einen weiträumigen Überblick über die Schneehöhen und deren Verteilung, bekommen einen Eindruck von der Windtätigkeit, wo sich markante Wechten gebildet haben, und sehen, wo bereits welche Art von Lawinen abgegangen sind.“

„Schnee lebt. Schnee verändert sich jeden Tag, wenn er vom Himmel fällt, wenn die Sonne auf ihn scheint . . .“

Über Funk verständigt Nairz den Piloten, der an der Franz-Senn-Hütte wartet. Es kann weitergehen. Lawinenwarner und Gast knien sich in den Schnee, halten ihre Ausrüstung fest und warten auf den Helikopter, den Lärm, den Schneewirbel. Springen in den Hubschrauber, sobald die Tür aufschwingt. Und so geht es zum nächsten Ziel, dem nächsten Schneeprofil.

Auch dieses Profil zeigt ein ähnliches Ergebnis. „Das ist keine Überraschung für uns“, sagt Mair, „wir beobachten Wind, Wetter und Schneefälle kontinuierlich den ganzen Winter über. Wir wissen deswegen, wie sich die Schichten entwickeln.“ Hört man Mair eine Weile zu, wie er über Schnee spricht, sieht man die weißen Berge anders an. „Schnee lebt“, sagt er mit sehr viel Begeisterung in der Stimme, „Schnee verändert sich jeden Tag, wenn er vom Himmel fällt, wenn die Sonne auf ihn scheint, wenn der Wind hineinbläst – manche Menschen denken, Schnee ist Schnee, aber das stimmt nicht!“ Noch immer fasziniert ihn, sagt er, wie man am Schnee das Wetter eines Winters ablesen könne. „Alles was man im Schnee findet, hat seine Ursache im Wetter“, sagt er, „ein kompakter Stock deutet auf eine Wärmeperiode hin, in der sich der Schnee gesetzt hat oder auf starken Wind, eine lockere Schicht auf lange Kälteperioden.“

Fünf Stunden später, Franz-Senn-Hütte. Nach getaner Arbeit sitzt die Truppe zufrieden in der Sonne. Horst Fankhauser tischt Weißwein und eine gewaltige Speckplatte auf. Lawinenwarner müsste man sein, sagt man da, doch Mair wehrt ab: „Das sieht nur so aus“, sagt er, „innerlich verarbeiten wir jetzt die gesammelten Informationen.“

Abseits aller Scherze, setzt er aber gleich hinterher, gehe mit der Arbeit des Lawinenwarndienstes große Verantwortung einher. „Die Menschen verlassen sich auf unsere Angaben“, sagt er. „Viele Wintersportler verlassen die Hütte ohne den aktuellen Lageplan gar nicht mehr“, erzählt Fankhauser, „der Bericht wird jeden Morgen ungeduldig erwartet.“ Unter Wintersportlern, die im freien Gelände unterwegs sind, hat der Wissensstand über Lawinen in den vergangenen Jahren eindeutig zugenommen, sagt Mair. „Heute sind mindestens zehn Mal so viele Menschen abseits der Piste unterwegs wie noch vor zwanzig Jahren“, erklärt er, „aber die absoluten Unfällezahlen sind konstant geblieben – damals wie heute haben wir pro Winter im Schnitt zwölf Lawinentote. Relativ gesehen passiert also viel weniger.“ Den Grund dafür sieht Mair in der besseren Ausrüstung – und auch in der Arbeit der Lawinendienste. „Die Lageberichte und deren Verbreitung sind heute viel besser“, sagt er. Tatsächlich ist der tägliche Bericht als Fax, im Internet (www.lawine.tirol.gv.at), über Facebook, Twitter und Podcasts, im Radio, per Telefon und auch mittels einer Smartphone-App zu bekommen. Vier Lawinentote hat es in diesem Winter in Tirol bisher gegeben. „Aber der Winter ist noch nicht vorbei“, sagt Mair.

„Es war der absolute Horror“

Daniel Buss geriet abseits der Skipiste in eine Lawine. Er überlebte – und hat einiges aus dem Unfall gelernt

„Es passierte am 6. Februar 2010 in den Kitzbüheler Alpen, wo ich mich ziemlich gut auskenne. Zusammen mit einer Freundin war ich unterwegs auf der Stangenjoch-Abfahrt, das ist eine unpräparierte Skiroute. Ich bin diese Abfahrt sicher schon hundert Mal gefahren, es sollte die letzte Fahrt des Tages sein. Es hatte zuvor 30 Zentimeter Pulverschnee gegeben, das Wetter war durchwachsen, zum Teil war die Sicht nicht besonders gut. Trotz Lawinenwarnstufe 3 – erhebliche Gefahr – hatte ich keine großen Bedenken. Wir waren beide gut ausgerüstet, hatten LVS-Geräte, Schaufel und Sonden dabei; ich trug einen Airbag-Rucksack, meine Begleiterin Stina Slettenmark hatte keinen.

Bei der Abfahrt kamen wir in eine Nebelwand, die Sicht wurde immer schlechter. Ich wählte eine falsche Abbiegung, und auf einmal standen wir in einem Hang, den ich nicht kannte, der mir aber als gerade noch befahrbar erschien. Quer über diesen Hang, der etwa 30 Grad steil war, führte ein mit Schnee eingewehter Schotterweg, in Richtung einer Almhütte. Ich wusste, dass es von dort wieder ins Skigebiet ging. Als wir auf den Weg fuhren, gab es plötzlich einen lauten Knall – und über uns ging ein großes Schneebrett ab.

In dem Moment, als mir die Beine weggerissen wurden, war da totale Ungläubigkeit: Ist das jetzt tatsächlich eine Lawine? Und wir mittendrin? Alles war weiß, alles ging so schnell. Ich bin sofort hingefallen, ein Entkommen war unmöglich. Trotzdem schaffte ich es irgendwie, den Lawinen-Airbag zu aktivieren, indem ich an dem Griff zog. Der Airbag hat mich an der Oberfläche gehalten, auch als die Lawine über eine steile Geländestufe gedonnert ist und immer schneller wurde. Ich habe mich gefühlt wie in einer Wasserrutsche: Ich saß aufrecht, hatte aber

keine Chance, die Fahrtrichtung zu beeinflussen. Es war ziemlich laut. Mein Kopf war aber immer oben, und ich konnte gut atmen. Die Lawine riss mich und meine Freundin ungefähr 300 Meter weit mit ins Tal, dann kam sie ruckartig zum Stillstand. Ich war bis Brusthöhe verschüttet, unterhalb war alles wie Beton. Zum Glück waren meine Hände frei. Der erste Gedanke war: Wo ist meine Begleiterin? Ich rief immer wieder ihren Namen, aber da war nur diese schreckliche Stille.

Dieser Moment, in dem ich gemerkt habe, dass sie weg ist und möglicherweise tot sein könnte, war am schlimmsten. Das war der reine Horror, keine Ahnung, wie lang das ging. Dann habe ich sofort begonnen, meine Schaufel aus dem Rucksack zu fischen und mich selber auszubuddeln. Als ich nach fünf bis zehn Minuten bei meinen Füßen angekommen war, stieß ich auf einen Ski meiner Freundin – direkt unter mir. Ich hatte Angst, dass es nur der Ski war, aber dann entdeckte ich ein Bein, und ich grub wie ein Bessener in Richtung Kopf. Ich schaffte es, innerhalb von 15 Minuten sowohl mich als auch sie freizulegen,

danach wäre es wohl zu spät gewesen. Meine Freundin war bewusstlos, aber sie atmete noch. Sie war offensichtlich nicht ernsthaft verletzt und kam bald wieder zu sich. Ein Riesenglück, dass sie direkt neben mir gestanden hatte, als die Lawine kam, und dass sie in unmittelbarer Nähe zu mir im Schnee steckte.

Absurderweise klingelte genau in dem Moment, als ich Stinas Gesicht freigeschaufelt hatte, mein Handy. Es war mein Vater, der mich oft gegen Ende eines Skitages anruft, um zu hören, ob alles in Ord-



Daniel Buss, 38, wurde im Winter 2010 zusammen mit seiner Begleiterin Stina Slettenmark in den Kitzbüheler Alpen von einer Lawine verschüttet. Beide überlebten das Unglück. Mittlerweile arbeitet Buss bei der Münchner Firma ABS, die Lawinen-Airbags herstellt. FOTO: OH

nung ist. Er alarmierte sofort die Rettungskräfte. Doch der Hubschrauber konnte wegen des schlechten Wetters nicht direkt an der Unfallstelle landen. Es wurde schon dunkel, und wir stiegen auf Rat der Bergretter etwas auf und bauten uns im Lawinenkegel eine Schneehöhle. Erst nach dreieinhalb Stunden kamen die Bergretter bei uns an.

Trotz des glimpflichen Ausgangs steckt mir der Lawinenunfall noch bis heute in den Knochen. Ich weiß, dass wir sehr viel Glück hatten. Doch ohne meine Ausrüstung – den Lawinenrucksack, die Schaufel und das Handy – würden wir heute vermutlich nicht mehr leben. Wäre auch ich ganz verschüttet worden, hätten wir trotz Lawinenpiepses nicht überlebt, da bei dieser Wetterlage und in dieser abgelegenen Abfahrt alle Hilfe von Dritten zu spät gekommen wäre. Ich habe mich danach spontan bei der Firma ABS in München beworben, die Lawinenrucksäcke herstellt, dort arbeite ich jetzt als Head of International Sales. Skitouren und Freeriden sind immer noch meine Leidenschaft. Aber ich bin noch vorsichtiger geworden.“

PROTOKOLL: TITUS ARNU